

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

289 (12.12.1931) Die Mußestunde

Ich fuhr auf einem Schiff, aber diesmal war es ein Segler ohne Bug. Die Dunkelheit flutete in seinen Bauch; der Saun fehlte. Schlimm war, daß wir uns in voller Fahrt befanden, und die lautlosen Matrosen meine stummen Befehle hörten wie immer. „Segel gereift! An die Pumpen!“ hörte ich meine Stimme, die nie über meine Lippen kam, und die schwächer war als die brausende Stille der beginnenden Nacht.

Das Gefenfer meines Großvaters wurde nicht, jemand rief meinen Namen. Ich rührte mich nicht. Ich hörte nur die Worte, wie sie frachten in das verwitterte Holz drangen. Dieser Hof war ein Land gewesen mit eigenen Geleken, von meinem Großvater regiert; absepariert gegen alles Fremde und nur Freunden zugänglich. Heute war seine Macht zu Ende, und das Schmerste lebt. Ein Windstoß kam von drüben, und die Felsenstücker wogten. Finsternis war dort hinter den Sträuchern, und wo sie begannen, endete des Großvaters Macht.

Ich sah auf der Mauer und hörte das Tor nicht geben. Die Wollen lösten sich vom Monde und zwischen den Sträuchern bewegte sich eine Gestalt. Sie war lang und bager und führte seltsame, schwappende Bewegungen aus. Ich starrte wie verzaubert auf die Erscheinung. Jetzt trat sie aus dem Schatten der Sträucher in das Mondlicht. Lang und dürr, mit seltsamen Korbibewegungen und feierlichem Kopf. Ich sah eine Fläche, die vertieft in der Luft stand und deren Mündung mit dem aufwärts gerichteten Gesicht des Mannes verwachsen war. Er stand mir gegenüber. „Derr Bek!“ rief ich. Er leckte die Fläche ab und sah zu mir herauf. Lange liebten wir in Aug' in Aug'. Es wurde ungemütlich. Er schien etwas davon zu fühlen; denn er sagte nur: „Jetzt ist er hin. Wer morgen! Morgen beginnen wir mit dem Neuen, ich und meine Gesellen.“ Dann tat er einen tiefen Zug aus der Fläche, drehte sich um, und ohne sich weiter um mich zu kümmern, stieg er mit schmetternden Schritten hinaus.

— Mein Großvater kam mit der Laterne in den Hof, um mich zu suchen. „Was machst du da so lange?“ meinte er. „Komm hinein und geh zu Bett.“ Ich sah ihn an. Er ging gebeugt und die Brille hing traurig auf seiner großen Nase. Sein Bart war zerweht und leuchtete weiß im ungewissen Licht. Seine Hand krampte sich um den eisernen Griff seines Krüdstocks. Er hatte die unbehobenen Schritte eines Kindes. Er war sehr alt.

Ein Volk ohne Schuhe

Von Langston Hughes. Deutsch von C. P. Hiessen.

Haiti ist ein Land mit einem Volke ohne Schuhe — ein schwarzes Volk, dessen nackte Füße am frühen Morgen über die staubigen Straßen und Plätze zur Arbeit rennen und geräuschlos durch die Hotelsture eilen, um fremde Gäste zu bedienen. Diese barfüßigen Menschen besorgen die Reisfelder und Zuckerpflanzungen unter der senkrechten Sonne. Sie klettern durch die steinigten Dämme um die Kaffeebohne zu pflügen. Die hohen Abgaben, die Haiti an Amerika zu zahlen hat, werden aufgebracht von den Negern ohne Schuhe.

Gewiss sind Schuhe Dinge von großer Wichtigkeit — auch in Haiti. Jedermann in einer beruflichen oder gesellschaftlichen Tätigkeit muß unbedingt Schuhe tragen. In den Straßen barfuß zu gehen, bedeutet Mitleid der niederen Rasse zu sein und keinen Anspruch auf gesellschaftliche Zugehörigkeit zur Menschheit zu haben. Kleider sind von derselben Wichtigkeit wie Schutzeug. In einem Lande, wo das Klima den Menschen herausfordert nackt zu gehen, schwitzen Beamte, Aerzte, Rechtsanwälte und Richter mit Würde in zugedöckten Kleidern an den heißesten Tagen.

In diesem noch nicht ganz entdeckten Lande liegt der Akzent auf Kleider und Schuhe und auf 30 Cent Durchschnittslohn für die Tagesarbeit bei einer Temperatur, die alles niederlegt. Vielleicht müssen Schuhe und Kleider etwas hervorheben, was die Klassen- und Klassenunterschiede schärfer begrenzt. Kleiderstoffe sind für die Schwarzen unerschwinglich. Textilwaren und Schuhzeug werden eingeführt. Die Rölle sind hoch, Arbeit ist nicht viel und die Löhne sind niedrig. So daß der Aufstieg zur Würde des Lebers, das den Fuß von der Erde trennt, und des Anzugs, der den Leib von der Sonne trennt, einen Schritt bedeutet, der keinem Schwarzen auf Haiti leicht gemacht wird.

Alle Geschäfte liegen hier in Händen der Fremden, so daß man alles von Fremden kaufen muß, die so wenig Steuer wie möglich in die Kassen Haitis zu zahlen bemüht sind. Import und Export befinden sich ausschließlich in fremden Händen. Haiti hat keinen Auslandskredit, keine Schiffsfahrtslinien und keine Handelsvertreter. Die Regierung setzt unter amerikanischer Kontrolle einen hohen Zoll auf jeden Einfuhrartikel. Es gibt keine Fabriken von Bedeutung im Lande und sämtliche Betriebe sind unter fremder Aufsicht. Jedes Schiff bringt Ladungen fremder Güter in das Land. Sodas die Postverpackungen werden in Amerika gedruckt. Washington diktiert die Gesetze. Amerikanische Kontrolloren überwachen die Finanzen. Für die Sicherheit der amerikanischen Kaufleute bezahlt Haiti der amerikanischen Bank eine hohe Gebühr.

„Sind die Herren dieser ehemaligen Republik geblieben?“

Wie haben sich die ehrenwerten Bürger mit Schuhen in dieser Anarchie des Dollars bemüht? — Diese Haitianer und Mulatten, die Jahrzehnte hindurch mit Revolven die Politik des Landes machten und den Unterschied zwischen sich und den barfüßigen schwarzen Brüdern ebenso scharf sahen, wie es heute die Amerikaner mit allen farbigen Haitis tun! — Sie leben meist auf niedrigem und schlechtbezahlem Beamtenposten, schmieden hin und wieder Komplotts, die sie gegen hohe Prämien verraten, machen Unterstellungen um durchzubrennen. Keiner tut etwas für die Menschen ohne Schuhe. Es gibt keine Leher und keine Schulen, keine Fabriken und keinen landwirtschaftlichen Aufbau, keinen Widerstand gegen den Knechtstand der arbeitenden Menschen. Das Resultat, ein Land voll Elend und ohne Wissen, voll Hungersnot, voll Betrug und Verbrechen, eine weit geöffnete Tür für alle dunklen Existenzen der Erde.

Haiti von heute ist eine reife Frucht für Wall Street, der Brotbaum der amerikanischen Marine, der Kaffee für alle Tassen der Welt und gräßliches Elend für seine eigenen schwarzen Arbeiter. Die gelegentlich gewählte Kammer der Deputierten, der Senat (Haiti) stellte als ersten Antrag eine monatliche Gehaltsforderung von 250 Dollar für jeden Deputierten. Die Straßenbauarbeiter ohne Schuhe erhalten dreißig Cents für den Tag und die Gendarmerie 2,50 Dollar in der Woche. Die Differenz zwischen den Senatorengehältern und den Köhnen der Straßenbauarbeiter verursachen die Schuhe und Kleider. Schuhe und Anzug reizen!

Und was hat die Bekleidungsindustrie noch Gutes gebracht? — Aus dem Millionenetat der Marine wurden einige Baracken mit den roten-Kreuz-Zahlen errichtet. Das ist die ganze Ausgabenseite in diesem Lande, dessen Wege in unentdeckte Gebiete führen. Das Volk ohne Schuhe kann nicht lesen noch schreiben, weiß nichts vom Film noch von der Eisenbahn. Die Menschen leben in Strohhütten oder Flechtställen, die sie sich aus aufgesammelten und aufgeschlitzten Konservendbüchsen zusammennageln. Sie stehen mit der Sonne auf und sinken mit ihr hin. Sie bewegen sich träge, erscheinen faul, weil sie seit Generationen unterernährt dableiben. Samstags tanzen sie zur Konertrommel und Sonntags gehen sie zur Messe, denn sie glauben an die Heiligen, die ihnen die Zauberei ersehen müssen. Die Aktionäre des Landes können ohne die Schwarzen keine Dividenden verteilen und auch die Kinder und Frauen tragen ihr Teil dazu bei. In den Häfen Haitis ist ein lebhaftes Kommen und Gehen fremder Schiffe. Sie haben ihre Ladungen hoch und fahren mit den Produkten der Schwarzen hinaus in die ganze Welt. Kaffee, Kakaobohnen, Zucker, Farbböler, Früchte und Reis. Die Porträts der Regierenden der National City Bank von New York hängen in den Büros der Bank von Haiti.

Sonntags abends spielt die Militärkapelle vor dem Kapitol in Port au Prince ihre Märsche, dabei amüsiert sich die gemischte Gesellschaft im Schlenker Schritt. Verliebte braune und gelbe Girls in feiner Toilette und dunkle Männer in weißen Anzügen promenieren lächelnd auf und ab.

Ich fragte meinen Freund am ersten Abend: „Wo sind die Menschen ohne Schuhe?“ „Ohne Schuhe darf hier keiner erscheinen“, erwiderte er mir, „die Polizei jagt jeden fort, der seine Schuhe trägt!“

Im Land der Sozialen Wunder

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenburger.

Tafelagen — nicht Phrasen.

Als die „Morangi“, das größte der Union-Motorfahrzeuge, zwischen Australien und Kanada, am Morgen des fünften Tages schließlich Neuseeland anließ, hatte ich zuerst eine eidesstattliche Versicherung zu unterschreiben, bevor ich überhaupt landen durfte. Sie besagte: „Ich schwöre, die Gesetze Neuseelands zu respektieren und getreulich zu befolgen; mich in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, an irgendwelchen Handlungen zu beteiligen, weder in Wort, Schrift oder Tat, die gegen Seine Majestät Königin Geora V. gerichtet sind usw.“ Außerdem hatte ich einen Geldbetrag als Bürgschaft zu hinterlegen, wie jeder Besucher, der nicht den Vorzug hat, britischer Staatsangehöriger zu sein.

„Schwierige Sache, diese Einmanderungsbestimmungen“, äußerte ein Beamter höflich, den ich zufällig an Bord wieder getroffen hatte. Er war Chemiker bei einer australischen Zuckerraffinerie und eben unterwegs nach Fidji, wo seine Gesellschaft ebenfalls Plantagen besaß. Vor einigen Wochen waren wir zusammen in Queensland gewesen: hatten Zuckerrübenplantagen, Mühlen und Fabriken besichtigt, und damals waren wir in Streit geraten über die Frage: Weiß-Australien oder farbige Kulis? Er verlor den Standpunkt: Billige Arbeiterkraft, der Rest sei gleichgültig; selbstverständlich nur für die Zuckerrübenfelder im tropischen Australien.“ Hier in Neuseeland machte man den gleichen Widerspruch mit den Einwanderungsbeschränkungen; ich werde schon noch dahinter kommen.

Ich kam sehr rasch dahinter, nämlich, daß die Arbeitslosen hier hierherhaft anstiegen: während im September 1930 nur 6000

Mann außer Wert fanden, waren es im Frühjahr dieses Jahres bereits 18 000 und gegenwärtig — Oktober 1931 — ist die Gesamtzahl der registrierten Arbeitslosen 44 000 (bei einer Bevölkerung von nur 1,4 Millionen!).

Wir können jetzt keine Einwanderer brauchen, wir sind froh, unsere eigenen Leute zu verjagen“, sagte mir Mr. S. D. Thomson, Staatssekretär im Einwanderungsamt; und Mr. Walter Nash, Generalsekretär der Labour Party, vertrat den gleichen Standpunkt: rüchlichste Erweiterung der Arbeitslosenunterstützungsgesetze, vergrößere er mir, wäre nicht zu halten, liebe man jetzt Menschen aus Europa herein kommen. Von der Zulassung farbiger — also Japaner, Chinesen oder Indern — war überhaupt nie die Rede.

Als ich ihm sagte, ich begriffe wohl die fittile Aufrechterhaltung einer „Weiß-Neuseeland-Politik“, aber nicht die Aufbrechung gegen weiße Siedler und Arbeiter, war seine Antwort ein höchst interessantes Beispiel: „Wir bezwecken uns nicht ganz ab, durchgängig Schicksal Sie Einwanderer: Deutsche, Oesterreicher, Norweger, Schweden, Schweizer, aber sie müssen etwas Kapital haben. 500 Pfund Sterling, taugend sind besser — für den Anfang, der Staat hilft dann weiter.“ Er meinte noch, das sei ein sehr trauriges Kapitel, aber selbst wenn die Labour Party in der Regierung käme, könne auch sie nicht die Einwanderung frei geben, denn die Verhältnisse seien stärker als die Ideologie. (Wieder war auffallend, wie auch in Australien, die Bevorzugung der nordischen Rasse).

Auf meine Bemerkung vom „großen Kuchen für die Wenigen“, sagte er: „Trösten Sie sich, Kulis sind schon lange keine mehr herein. Ich lasse Ihnen Tafelagen und nicht Phrasen. Wir geben an Leuten Brot und keine Verprechungen. Kein Arbeiter brauchte jemals wirklich Not zu leiden und Hungertod (starving) ist unbekannt. Ich glaube, unser Arbeitslosenfürsorgegesetz ist nicht das Schlechteste in der Welt!“

Wie sieht es aus?

Wie sieht es aus, dieses Arbeitslosenfürsorgegesetz?

Nach manchen Widersänden und tastenden Versuchen fand man folgende Lösung: Jeder in Neuseeland Wohnende hat, sobald er zwanzig ist, pro Jahr 30 M. (in vierteljährlichen Raten) in den Arbeitslosenfonds zu zahlen. Renteneinsparner, Hospitalisanten, Studenten ohne Einkommen und Eingeborene in gewissen Distrikten sind von der Zahlung befreit.

Zu dieser aufgebrachtsten Summe kommt ein Staatszuschuß in der halben Höhe der Gesamtausgaben für Unterstützungs Zwecke. Keinen Anspruch auf Hilfe kann erheben, wer sich weigert, die 30 Mark zu zahlen, und außerdem ist er strafbar. Die Summe wird nicht wie bei uns vom Lohn einbehalten, da sie jeden betreffen, der über 20 Jahre ist. (In diesem Zusammenhang sei die Tatsache erwähnt, daß ein Gesetz existiert, das keinen irgenwie gearteten Lohnanspruch gestattet, da er „nicht vereinbar ist mit der Freiheit des Staatsbürgers“). Arbeitslosenunterstützung wird zwar erst nach 14 Tagen Wartelzeit gewährt, doch können in dringenden Fällen Ausnahmen zugelassen werden, und sie soll — keineswegs: darf — nicht länger gewährt werden als dreizehn aufeinander folgende Wochen.

Im Unterstützung werden (als Höchstfüße) bewilligt: dem Familienvater 30 Mark, der Frau 17,50 Mark, für jedes Kind eine Zulage von 4 Mark wöchentlich. Für Ledige hat der gleiche Maximalanspruch von 30 Mark Gültigkeit, und besonders beachtenswert ist die Tatsache, daß auch eine dritte Person, die dem Heim eines Arbeitslosen vorsteht, 17,50 Mark beziehen kann.

Steuern und Löhne.

Daß der neuseeländische Arbeiter nicht das Ängstlich außer Brot zu sein, so ist sein Lebensstandard um viele Grade besser als der des europäischen Arbeitnehmers. Es ist in diesem Lande selbstverständlich, daß er kein Einfamilienhaus hat; und sogenannte Elendsquartiere sind nur vom Hörensagen bekannt. Selbst in den vier größten Städten — Auckland mit über 200 000, Wellington mit 140 000, Christchurch mit 126 000 und Dunedin mit knapp 90 000 Einwohnern — gibt es keine einzige Mietskasernen, geschweige eine Massenwohnung. (Abgesehen von der hervorragenden Staatsfürsorge in hygienischer Hinsicht, ist in den Wohnverhältnissen die beste Garantie für eine gesunde Bevölkerung gegeben).

Jeder Arbeitnehmer hat durch die 44-Stundenwoche sein volles Wochenende und der Fünftag Loden- und Bürolohn — Sonnabend 12 Uhr! — läßt auch den Werktag nicht allzu hart erscheinen. Für das Alter braucht nicht gebahnt zu werden: von 65 Jahren ab erhält jeder Neuseeländer (Frauen von 60 ab), sofern er vermögenslos ist und sein Jahreseinkommen 1040 Mark nicht übersteigt, eine Staatsrente in Höhe von 930 Mark jährlich, sowohl für sich wie seine Frau. (Nach dem Muster dieses neuseeländischen Altersfürsorgegesetzes, das seit 1898 in Kraft ist, wurde das australische ausgebaut, und zwar erst nach der Jahrhundertwende).

Die Steuerbelastung ist gering: von je 20 Mark sind 56 Pf. an Steuern zu zahlen, wenn der Jahresverdienst 5000 Mark über-

steigt. Ist er mehr als 6000 Mark, so erhöhen sich die 56 Pfennige um einen achtzigsten Pfennig. Vereinfacht man diese eckprozentige direkte Steuerbelastung mit dem zehnprozentigen deutschen Lohnabzug plus sieben Prozent Arbeitslosensteuer plus Unfall- und Krankentaggversicherung und was an „Kleinigkeiten“ noch dazu kommt, so sind die neuseeländischen Steuerverhältnisse beinahe paradiesisch.

Wenn immer ich hier mit Leuten über die Steuerbelastung in Deutschland sprach, wenn ich ausrechnete, was von 100 — Mark Wochenlohn nach allen Abzügen noch übrig bleibt, so sagte man zwar nicht „Mann, Sie schwindeln!“, schüttelte aber ungläubig den Kopf. Und wenn ich dann hinzufügte, daß 100 Mark nur der einfachen Rechnung halber zugrunde gelegt seien; gelehrte Arbeiter bei uns Wochenlöhne bis herunter zu 40 Mark beziehen, so konnte man das einfach nicht verstehen, da doch der Mindestlohn für einen ungelerten Fabrikarbeiter 86,35 Mark beträgt.

(Ein acht- bis zwölftägiger Lohn- und Gehaltsabbau, der kürzlich erfolgte, ändert das Bild nicht, denn der Lebensstandard liegt hier so hoch über dem europäischen, daß die gleiche „Luft“ bleiben wird, wie etwa zwischen deutschen und japanischen Lohnverhältnissen.)

Die Ritter vom Tuiel

Am Verlage „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW. 61, ist soeben ein neues Buch von E. L. A. S. S. H. E., dem Verfasser des Buches „Der Waldmanus und seine Streiche“, erschienen, der geschichtliche Roman „Der König von“ (Preis 4,80 RM.). Darin wird dem Wortschreiber die Geschichte eines Tages aus dem Mittelalter greifbar dargestellt. Das ihm beim Verlesen in den Geist der Vergangenheit nicht der Humor des „Waldmanus“ veranlassen ist, bezug auf die nachfolgende literarische Charakteristik eines feinsten literarischen Harenputts.

Mit den Rittern vom Tuiel, über die ganz Konstanz lacht, hat es eine eigene Bewandnis. Es sind keine Ritter, sondern Pfaffen, Virtuosenhändler, kleine Gewürzräucher, Unzufriedene, die an irgendeiner Handlung in den Gewölbten hocken, Winkelhändler, Schuhmacher, Korbweber, Kuchelmacher, Tücher, Ebarbeiter, Büttner und Vertilger von Geiseln, sogenannte Waisenknicker. Nur Hundsfänger sind keine dabei. Kleine Leute sind es, die brav ihrem kleinen Brotamt dienen, die aber am gewöhnlichen Tagestrotz keine Genüge finden, sondern sich zu Höherem berufen fühlen. Jabnlose Hündlein sind es, die hoch herbeulern möchten über ihr vornehmliches Geschlecht. Knechte, die sich herausuchen an der Vorkellung der Herrengeburt. Sie atmen Gottesluft, wenn ein Wäpfer sie mit dem Ärmel streift. Die Augen geben ihnen über, wenn sie ein schönemaltes Ritterwappen sehen: einen halben Hirschkopf, eines Schweines Keule, einen geschwänzten Stern, einen Dreieck, einen schwappenden Wolfskopf, ein Frauenauge, eine heissenngliche Lilie, einen Schwannenhals, eine silberne Leiter. Die stolze, den armen Hund verachtende Ritterchaft und deren vornehmer Leben hats diesen kleinen Leuten angetan. Nun haben sie, um sich vor sich selber zu erheben, einen eigenen Ritterbund gegründet, kommen einmal im Monate zusammen zur Tafel und zum festlichen Zutrink und fühlen sich selig und über das gewöhnliche Erbegehmeiß erhoben im Gebrauch und in der Nachahmung wirklicher Ritterchaft. Turniere kennen sie zwar nicht; dafür gibt es in den Saufgesprächen die und da ein plummes Lansenstechen. Ein Totenkopf steht bei ihrem Gelage in der Mitte des Tisches; ein Totenkopf, um den vier geweihte Kerzen brennen. Klagen und seine Reden führen ist ungeschicklich dieses geblühten Schädels verbotten; aber erlaubt ist, diesem Sinnbild der Vergänglichkeits in die selben Säbne hinein jeden Humper auf einen Zug bis zur Nagelprobe zu leeren. Je größer Gutweil und Schluß, desto größer die Ehre der Ritterchaft. Die Frauen der Tuieler werden die Burgfrauen genannt, ihre Töchter die Burgfräulein, ihre Söhne teils Junter, teils Knappen. Kommen Gäste, so sind das nicht gewöhnliche Gäste, wie sie jede Herberge hat, Straßenwanderer, mit Säulen im Bart, sondern es sind fromme Pilgrime aus heiligem Land, mögen sie gleich an der nächsten Schmiederecke wohnen. Die Ritter vom Tuiel halten auf keine Lebensart und auf höfliches, weis männliches Benehmen. Da gibt es eberne Sakung und Regel. Nicht jeder darf sich niederlegen am Tisch, wie er will, nein, so fährt nur eine Bauernsau an den Trog. Ein Tuieler Ritter aber, der weiß was sich schickt, nimmt keinen Stuhl, ohne den Zutritt sitzenden zu fragen: „Ehrenfester und getreuer Ritter, hochzuverehrende Bier der Ritterchaft, ist es deinem Knecht und Steigbügelhalter erlaubt, daß er in deine Bura einreite?“ Und erst, wenn daraufhin der Herr Knecht anidia mit seinem Ritterkopf nicht, ist es dem nicht minder ehrenfesten, tuendstamen Anfrager gestattet, sich auf den geschmückten Stuhl der Ritterchaft zu setzen. Die Ritter vom Tuiel leben nicht des stillen Suffis allein, nein, sie dienen auf ihre tweifliche Art auch den schönen Künsten und der Wissenschaft. Jeder nämlich, der in ihren Kreis will, hat, eh ihm der Ritterhlag erteilt und die wippende Feder aufs Haupt gesetzt wird, eine Antrittsrede zu halten. Das Thema ist, damit keiner der Ritter dem andern etwas voraus habe, jedesmal das gleiche. Alle Zwei undviertzig, die die Ritterchaft vom Tuiel zu ihren Mitgliebern zählt, haben gesprochen über den Braugast: „Zunehmen ist